

a 123035

Copyright 1921 by Philipp Reclam jun. Leipzig

Uebersetzungsrecht vorbehalten



PN 762577

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

Vorwort

Von der Welt abgewiesen, ausgewiesen, ist unser deutsches Volk jetzt ganz auf sich selbst angewiesen: wir sind mit uns allein und können wieder einmal sehen, was wir an uns selber haben. Es tut uns vielleicht ganz gut, denn zu den besten Tugenden des Deutschen gehört es ja, daß er immer in Gefahr steht, sich zu verlieren: jeder einzelne von uns wie das ganze Volk war oft genug daran, in die Welt zu zerrinnen. „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ Und in der Glut dieser heißen Küsse schmolz aber zuweilen unsere Eigenart fast. Es ist, als ob der Deutsche zu sich selbst immer erst mit Gewalt genötigt werden müßte: solange er nicht von allen verlassen ist, besinnt er sich nicht auf sich selbst. Nun sind wir, wie nach Jena, wieder einmal soweit: nichts als unser nacktes Selbst ist uns geblieben. Es kann jetzt zeigen, was es wert ist.

Zeichen einer solchen heilsamen Selbstbesinnung fehlen nicht. Unverdiente Demütigung stärkt unseren Stolz, und mancher, der in den Zeiten der Überhebung zweifelnd, unwillig, ja fast den Sinn der eigenen Nation verneinend, seitab stand, kehrt im Unglück mit freudiger Reue zurück, verlorene Söhne finden heim. In der Not scheint das Vaterland größer geworden: es hat wieder Platz für alle.

Nur muß das Vaterland jetzt auch dafür sorgen, daß in ihm Platz für alle bleibt. Heute mehr als je brauchen wir ein Deutschtum, das die sämtlichen Züge des deutschen Wesens enthält. Es ist aus wunderlichen Widersprüchen gemischt: einem Drang, sich, dem eigenen Sinn entkommend, über sich hinaus ins Grenzenlose zu verlieren, ist eine böse Lust zur Absonderung, zur Vereinzelung, zur Verstockung in sich selbst beigelegt. Schon fühlen wir sie sich wieder störrisch regen: noch haben wir uns kaum gefunden, so wollen wir uns schon wieder ver-

trogen; gestern war uns die ganze Welt nicht weit genug, heute scheint uns kein Deutschtum eng genug. Es ist eine Eigenschaft des Deutschen, sich immer nur in Extremen zu bewegen: zerrinnt er nicht, so gerinnt er und Angst läßt plötzlich den ruhigen Fluß seines Wesens immer wieder stocken. Freilich, in diesem eingeborenen Widerspruch gerade, wenn er nur, statt vertuscht, halb beschwächtigt oder gar verleugnet zu werden, ehrlich ausgetragen wird, und so, daß jenem Überdrang ins Weite wie dieser Selbstsucht zur eigenen Enge beiden ihr Recht wird, wurzelt das Geheimnis der besten deutschen Kraft: er gerade gibt dem Sinn des Deutschen die lebensgefährliche, doch eben aus dieser fortwährenden Lebensbedrohung das recht eigentlich deutsche Leben schöpfende gotische Spannung. Nur ein Deutscher hat den ungeheuren Begriff der *Coincidentia oppositorum* erbringen können, denn eines jeden richtigen Deutschen innere Welt ist immer selbst eine solche *Coincidentia oppositorum*, er läßt nicht ab, bis die ganze Schöpfung mit jedem Ja und jedem Nein darin untergebracht ist. Jetzt aber, in dem Augenblick gerade, der von uns die höchste Besinnung auf das Ganze des deutschen Wesens verlangt, drängt sich ein Wahn dazwischen, der schon in unserer Vergangenheit immer wieder zuweilen spukt, der Aberglaube nämlich, sich deutsche Größe nur mit geballten Fäusten denken zu können. Die Faust zu ballen haben wir jetzt ein gutes Recht, wir dürfen nur aber nicht meinen, diese Gebärde sei besonders deutsch, oder gar das Deutschtum sei damit erschöpft! Nein, nicht Kraft allein ist der Grundzug unseres Wesens, sondern dadurch zeichnet sich die deutsche Kraft aus, dadurch hebt sie sich von anderen ab, daß der Deutsche nicht stark sein kann, ohne zugleich zart zu sein; ja dies gerade macht den Deutschen den anderen oft unbegreiflich, ja fast unheimlich, daß seiner Kraft zur Seite stets Zartheit geht. Schon wie Tacitus, bei dem es ihnen an Ungeßüm und Wildheit wahrhaftig nicht fehlt, unsere Vorfäter schildert, welche sittigende Macht

über sich selbst muß ein Volk gehabt haben, von dem der Römer sagen kann: *plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges!* Und welcher Mondglanz liegt auf seiner Erzählung von den Festen der heiligen Nerthus, der Mutter Erde! Hier ist schon, was Richard Wagner an den Recken unserer mittelalterlichen Dichtung so tief bewundert hat: „so unglaublich zart“ nennt er sie und eben aus dieser Zartheit glaubt er sie nun erst ganz zu verstehen, er versteht nun erst ihre „furchtbarsten Kraftäußerungen aus übermäßigem Feingefühl!“ Daß auch das Rauhe, ja das Rohe selbst beim Deutschen von einer verschämten Innigkeit begleitet wird, daß er oft genug nur aus Angst zuschlägt, von Rührung übermannt zu werden, daß es das Unmaß seiner überquillenden Zärtlichkeit ist, was ihn so oft „tump“, zum Kloß, ja zum Rüpel macht, das ist ein Herzensgeheimnis der deutschen Art: hier ruht unsere Kraft, und ein Verhängnis ist es, daß wir so oft gerade diese tiefe Nötigung zur inneren Anmut, wie wenn es eine Schwäche wäre, mit falscher Scham verleugnen wollen; es ist absurd, daß gerade das stillste Volk der Welt immer wieder die Welt mit seinem Lärm erfüllt! Wenn uns die anderen darum verkennen müssen, daran läge noch nicht so viel, aber die Gefahr ist, daß wir am Ende noch selber auch uns verkennen! In unserer neuesten Literatur sieht es zuweilen aus, als wären wir schon soweit. Zwar Anfälle, Größe nur gestiefelt und gespornt uns vorstellen zu können, Lärm mit Kraft zu verwechseln und in schnaubenden Gebärden zu schwelgen, hatten wir zuzeiten immer wieder. Von allen deutschen Meistern aber, den bildenden wie den tönenden wie den dichtenden, galt im Grunde dennoch immer, was Grillparzer an Mozart rühmt:

„Und lieber schien er kleiner, als er war,
Als sich zu Ungetümen anzuschwellen.“

Oder mit Adalbert Stifters Worten: „Das Große po-
sajunet sich nie aus, es ist bloß, und wirkt so.“ Jetzt

dagegen wird zuweilen unter uns wieder eine ganz un-deutsche, den alten Klang unseres Wesens fälschende, sich dreist aufwerfende Neigung laut, sich zu Ungetümen anzuschwellen und auszuposaunen, eine Neigung zum Plakatsstil, zum Jahrmarktsstil, zum Bumbumstil: wir blähen uns auf, wir verzerren uns, wir dröhnen; und das liebe Flötenspiel der alten deutschen Anmut scheint verstummt.

Aus dieser tiefen Bangigkeit hat mich Karl Reh zu neuem Vertrauen aufgeschreckt. Nein, das stumme Deutschland ist noch nicht tot, hier klingt das alte Flötenspiel wieder! Erst war mir's wie ein Traum; und als wäre mir da der ehrwürdige Matthias Claudius unverhofft erschienen, der Wandsbecker Bote. Doch er hatte sich, fand ich, seltsam verändert, vielleicht daß er, offenbar aus artiger Aufmerksamkeit für mich, geschwind etwas Walt Whitman gelesen, und dann auch noch ein bißchen Maeterlinck dazu, was ihm aber schließlich alles nichts half: ich erkannte ihn doch gleich wieder, den lieben lebensfrommen Alten! Diese tiefe Lebensfrömmigkeit, der jeder Blick, jeder Schritt, jeder Atemzug, ja das ganze Dasein zur Andacht wird, dieses urdeutsche gewaltige Staunen auch über das Kleinste, das Unscheinbarste, das Dürftigste, diese hellsehende Weltfreudigkeit, die selbst im Gewöhnlichsten noch das ewige Wunder fühlt, diese stammelnde Dankbarkeit für das Geschenk des beseligenden Sehens, Hörens, Fühlens, dieses Hineinhorchen in jede Kreatur, Aufjauchzen über jede Kreatur, Mitbeben mit jeder Kreatur: dies alles, wodurch ein stiller Mensch ohne daß er auch nur erst die Hand ausstrecken muß, bei sich insgeheim zum Herrn von Sonne, Mond und Sternen wird, fand ich seit langer Zeit nicht mehr so rein und ehrfürchtig und treuherzig dargebracht als in diesem Buch, einem herztärkenden Buch des stillen Glücks in der Fülle von Schönheit, die jeder neue Tag über uns undankbare Menschen ausgießt.

Salzburg, 1921

Hermann Bahr

Traum im Tag

Meiner lieben Mutter gewidmet